

Kolumne : die Utopie der Heimat und die Heimatlosigkeit der Utopie

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **91 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Utopie der Heimat und die Heimatlosigkeit der Utopie

Im Rahmen des Europazyklus der drei sozialdemokratischen Bezirksparteien des Zürcher Oberlandes war Anfang März in Wetzikon das Thema «Heimat» angesagt. Etwa 50 Menschen folgten der Einladung zu einer Diskussion, die sich als viel schwieriger erwies, als ich vermutet hatte. Doch wie so oft waren es genau diese Schwierigkeiten, die mehr zum Verständnis unserer geistigen, politischen und kulturellen Verfassung beitrugen als eine simple Diskussion in Minne und Harmonie.

Sehnsucht und Ortlosigkeit

Unter dem Titel «Heimat Europa und fremde Schweiz – Heimat Schweiz und fremdes Europa?» hatten wir uns vorgenommen, den nationalkonservativen Vorwurf des (Wahl-)Jahres 1995 aufzunehmen, wonach Schweizerinnen und Schweizer, die für Europa eintreten, «heimatmüde» seien. Diese subtile Perfidie, damals offenbar das Produkt eines mitternächtlichen Brainstormings in Christoph Blochers Villa oberhalb des Zürichsees, ist zwar seither etwas in Vergessenheit geraten; doch sie war ebenso eingängig wie erfolgreich. Ihre politische Melodie kann bei Bedarf immer wieder angestimmt werden. Dieselbe Mentalität prägt auch den neusten Versuch Oberst Blochers, die gegenwärtige schweizerische Geschichtsdebatte auf eine weitere Schlacht in seinem *Krieg gegen die EU* zu beschränken.

Wie immer, wenn es um Heimat und Utopie geht, versuchte ich mich mit *Ernst Bloch* vorzubereiten. Denn für Bloch ist «Heimat» eine der grössten Utopien, nämlich das, «was noch niemand kennt, in dem noch niemand war (...), aber <von dem> jeder weiss, was es bedeuten könnte». Diese

berühmte These zum Schluss des «Prinzips Hoffnung», des im US-Exil abgeschlossenen, aber erst in den vergleichsweise utopischeren 60er Jahren zur Kenntnis genommenen Lebenswerks Ernst Blochs vermeidet die geistige Falle einer jeden Heimatdebatte und gibt ihr den entscheidenden Vektor: «Heimat» ist demnach nicht etwas Altes, Vergangenes, sondern etwas in der Zukunft Möglichen, etwas, was noch nicht war, aber werden könnte, wenn wir als politisch Handelnde es verstehen würden, unser Lebensumfeld für alle oder zumindest für mehr Menschen anders einzurichten.

Heimat kann mit Bloch als grosse menschliche Sehnsucht verstanden werden, eine Sehnsucht, welche die meisten jedoch nicht politisch aufbrechen, sondern resigniert trauern lässt über einen vermeintlichen Verlust. Die *Kritik an der Gegenwart*, Kennzeichen einer jeden Utopie, ist auch dem rückwärtsgewandten Heimatverständnis eigen; doch die für die Utopie ebenso wesentliche Suche nach der *Alternative* wird nicht im Sinne eines neuen Anfangs begriffen. Die dritte Komponente der politischen Utopie, der Wille zum gemeinsamen politischen Handeln, verkommt so zur resignierten, passiven Geste, denn was schon war und vergangen ist, lässt sich nicht wieder zurückholen.

Mit Ernst Bloch liesse sich also sagen, dass niemand von uns heimatlos sein möchte, die Verhältnisse auf dieser Welt jedoch den meisten Menschen eine Heimat versagen. Die Begründung dieser These können wir uns an drei Momenten deutlich machen, mit der eine andere deutsche Philosophin, die auswandern musste, *Hannah Arendt*, die Lebensumstände der staatsrechtlich «heimatlosen» Flüchtlinge beschrieb. Für Hannah Arendt bedeutet diese Heimat-

losigkeit den Verlust der *Familiarität* mit und in dem täglichen Leben, den Verlust der *Beschäftigung* und damit «das Vertrauen, nützlich zu sein auf dieser Welt», sowie den Verlust der *Sprache* im Sinne der Natürlichkeit der Reaktionen, der Einfachheit der Gesten und dem authentischen Ausdrucksvermögen der Gefühle.

Heimatlos sind so verstanden die *Erwerbsarbeitslosen*, weil sie sich wertlos vorkommen in einer Gesellschaft, die je länger desto mehr Sein mit Haben verwechselt. Oder wie viele Menschen fühlen sich selbst als Erwerbstätige unvertraut in ihrem Alltag, sei es vor, sei es während oder nach der Lohnarbeit? Und wie verschlossen scheinen so viele Menschen, als ob sie Angst hätten vor ihren Gefühlen, unfähig sich anders als in der Abwendung und somit überhaupt nicht zu äussern?

Heimatlosigkeit kann also nicht nur geographisch als Ortlosigkeit verstanden werden, sondern auch *moralisch und kulturell*, im Sinne des fehlenden «Zugehörigkeitsgefühls» (Michael Walzer) und Sichselbst-sein-Könnens. Diese vielen sozial und kulturell Heimatlosen bilden auch die Basis jener, die es den echten Heimatlosen, eben den Flüchtlingen, verwehren, bei uns eine neue Heimat zu finden.

Selbstbestimmung und Utopie

Die Diskussion auf dem Wetziker Podium erschreckte mich allerdings gleich in mancherlei Hinsicht: Auf das utopische Heimatverständnis mochte sich mit Ausnahme der Schriftstellerin *Ursula Eggli* niemand so recht einzulassen. «Die Heimat» wurde gleichsam den «anderen» überlassen und die Diskussion über «Heimat» von der Journalistin Gisela Widmer für «abgeschlossen» erklärt oder als etwas «sehr deutsches» abgetant – als ob nicht in jeder Sprache diese Sehnsucht zum Ausdruck gebracht werden könnte: «My home is my castle»; «Le pays du Vaud» u.a.m.

Zudem fehlte die Bereitschaft, über die Ursachen und Folgen dieser *Diskussionsverweigerung* nachzudenken. Für Gisela Widmer und WoZ-Redaktor Stefan Keller

war «Heimat» zu «konservativ», dem Blut verhaftet, «pleite», «zu emotional». Ich versuchte vergeblich dagegen zu halten, dass wir es politisch nicht verantworten könnten, diesen Begriff einfach zu ignorieren. Zu gross sei das Instrumentalisierungspotential der mit ihm verbundenen Gefühle und Ideen.

Eher bereit, den mit Bloch und Arendt gewickelten Faden aufzudröseln, war *Ursula Eggli*. Sie ironisierte ihre eigene Lebenserfahrung, erzählte, wie sie «von der Heimatgemeinde in ein Heim abgeschoben» wurde, und meinte: «Wer Heimat gezwungenermassen in einem Heim finden muss, kann nur flüchten...» *Ursula Eggli* wies uns körperlich weniger Behinderte darauf hin, dass «Behinderte auch zu Hause heimatlos» seien, weil Heimat einiges mit *Selbstbestimmung* zu tun habe und Utopie für sie bedeute, gemeinsam mit anderen in diese Richtung etwas zu wagen.

Mit Europa hatte die Diskussion trotz allem mehr zu tun, als einigen bewusst geworden ist. Einerseits lässt die Entnationalisierung des Heimatortes uns Zugehörigkeit und Aufgehobensein an manchen Orten der Welt erfahren, während man sich auch zu Hause verloren vorkommen kann. Andererseits bedarf es einer gewissen Distanz, einer zumindest *temporären Heimatlosigkeit*, um zu einer kritischen Urteilsfähigkeit als *Grundlage einer demokratischen Gesellschaft* zu gelangen. Wenn nicht einmal Europa für die hier lebenden Menschen heimatlicher eingerichtet, sprich verfasst werden kann, müssen wir die Suche nach Heimat in einem einzigen Land oder einer einzigen Region vergessen.

Für all dies, die Ermöglichung von mehr Heimat bei uns und anderswo wie auch für weniger Abneigung gegenüber politischen Utopien, benötigen wir aber etwas, das vielen – nicht nur in Wetzikon – abhanden gekommen zu sein scheint: *das Vertrauen in andere Menschen*. Es spricht nichts dagegen, dass all diejenigen, die wir nicht kennen, nur deshalb, weil wir sie nicht kennen, nicht Ähnliches wollen und vollbringen können wie wir. Denn auch wir können ohne sie politisch nichts. *Andreas Gross*